

Pamela Pabst | Die Rechtsanwältin

Das ganze Interview zum Nachlesen

PAMELA PABST: Mein Name ist Pamela Pabst, ich bin 37 Jahre alt, wohne in Berlin und arbeite als Rechtsanwältin.

REDAKTION: Hallo Frau Pabst. Schön, dass wir mit Ihnen sprechen können. Was war Ihr Traumberuf, als Sie ein Kind waren?

PAMELA PABST: Ich kann gar nicht so einfach sagen, was mein Traumberuf war, als ich ein Kind war. Ich weiß nur, dass ich mich mit 11 Jahren entschlossen habe, dass ich gerne Jura studieren möchte. Ich hatte noch gar keine ganz genaue Vorstellung, welchen Beruf ich ausüben würde.

REDAKTION: Und wie sind Sie auf die Idee gekommen, Jura zu studieren?

PAMELA PABST: Ich bin dadurch auf die Idee gekommen, Jura zu studieren, dass ich mit meiner Mutter beim Rechtsanwalt gewesen bin, und gehört habe wie dieser Rechtsanwalt gesprochen hat. Diese Art und Weise, wie er gesprochen hat, das hat mich so fasziniert, dass ich gesagt habe: „Das möchte ich auch gerne können!“ Da hat meine Mutter gesagt: „Dann musst du Jura studieren.“

REDAKTION: Und wie sind Sie dann zum Strafrecht gekommen?

PAMELA PABST: Zum Strafrecht bin ich dadurch gekommen, dass ich mit meiner Cousine immer „Liebling Kreuzberg“ im Fernsehen gesehen habe und das so interessant fand, dass die immer ins Gericht gehen. Ich habe mich entschlossen, auch mal ins Gericht zu gehen. Und dann habe ich es mit meiner Mutter und meiner Cousine einfach mal gemacht.

REDAKTION: Was gefällt Ihnen denn am besten, an Ihrer Arbeit als Rechtsanwältin?

PAMELA PABST: An meiner Tätigkeit als Rechtsanwältin finde ich unglaublich spannend, so viele Menschen kennenzulernen. Ich kann in so viele Biografien eintauchen und so viele Krimis lebendig werden lassen, sozusagen.

REDAKTION: Was gefällt Ihnen am wenigsten an Ihrer Arbeit?

PAMELA PABST: Das ist ganz schwer zu sagen, was mir an meiner Arbeit am wenigsten gefällt. Am meisten ärgere ich mich über Mandanten, die die Rechnungen nicht bezahlen wollen.

REDAKTION: Und was machen Sie anders, als Ihre Kollegen oder Kolleginnen?

PAMELA PABST: Also wenn ich jetzt überlegen soll, was ich anders mache als meine Kolleginnen und Kollegen, ist auch diese Frage gar nicht so einfach zu beantworten. Durch meine Behinderung weiß ich natürlich nicht, wie es andere Leute machen, die nicht behindert sind. Ich sehe ja mehr oder weniger nur mich und meine eigene Tätigkeit. Ich glaube gar nicht, dass ich so viel anders mache als meine sehenden Kolleginnen und Kollegen. Was natürlich elementar anders ist, ist dass ich oft nicht alleine mit meinen Mandanten zu tun habe, sondern, dass meine Vorleserin dabei ist. Diese Leute sehen sich dann also immer zwei Personen gegenüber. Ich würde sagen, dass das ein großer Unterschied ist. Ein anderer Unterschied könnte sein, dass ich natürlich versuche, viel mehr vom Mandanten zu erfragen. Ich lass mir mehr vom Mandanten erzählen und sage nicht einfach: "Reichen Sie mir mal alle Papiere rüber. Ich lese mir das dann alleine durch." Das ist vielleicht auch ein zentraler Unterschied.

REDAKTION: Können Sie aus der Stimme von Ihren Mandanten auch etwas heraushören? Oder nehmen Sie in einem Händedruck vielleicht etwas anderes wahr, als Sehende?

PAMELA PABST: Also, wenn ich als Blinde meinen Mandanten gegenüber trete, dann versuche ich natürlich schon aus der Stimme und aus dem Händedruck, verschiedene Dinge herauszulesen. Wenn jemand sehr schüchtern ist, dann spüre ich sowas natürlich am Händedruck – dann greift er sehr lasch zu. Wenn es eher ein selbstbewusster Mensch ist, dann bricht er mir wahrscheinlich fast die Finger. Also sowas nehme ich natürlich wahr. Allerdings das, wo ich häufig auch drauf angesprochen werde, dass ich als Blinde wie so eine Art Lügendetektor funktioniere, das halte ich persönlich für Quatsch. Also natürlich kann ich eine Menge aus der Stimme herauslesen: ob jemand unsicher ist, oder, ob ich ihm etwas glaube oder nicht. Das höre ich natürlich so an der Stimme. Aber ich würde mich jetzt nicht auf den Standpunkt stellen, dass ich hundertprozentig ausschließen kann, angelogen zu werden. Also ich bin bestimmt auch schon angelogen worden und habe es nicht gemerkt.

REDAKTION: Wie bewältigen Sie die ganzen Aktenberge und den Schriftverkehr?

PAMELA PABST: Also meine Tätigkeit als Rechtsanwältin ist natürlich elementar mit dem Lesen von Schriftstücken verbunden. Ich habe eine Arbeitsplatzassistentin, die mir diese Schriftstücke vorliest. Teilweise sortiert sie mit mir auch gemeinsam nur die Schriftstücke vor, sodass ich die Schriftstücke mir dann einscannen kann und vom Computer vorlesen lassen kann. Es ist allerdings Unsinn, komplette Akten einzuscannen, weil dann zu viel Ausschuss auch eingescannt wird, der danach weggeworfen wird. Das wäre zu zeitaufwendig. Also, wenn man eine Sehbehinderung hat, dann muss man sehr gut auch schauen, dass man effektiv arbeitet. Es geht nicht darum, sich selbst zu beweisen, dass man alles alleine kann. Man muss eben auch schauen, dass man möglichst effektiv arbeitet.

REDAKTION: Also muss Ihre Assistentin auch völlig mit in Ihre Arbeit eingebunden sein?

PAMELA PABST: Meine Arbeitsplatzassistentin ist auf Grund ihrer Tätigkeit eigentlich mehr oder weniger zu 90% in alles eingebunden, was wir hier machen, und kennt die Akten fast genauso gut wie ich.

REDAKTION: Haben Sie manchmal auch Angst vor einem Mandanten oder einer Mandantin, wenn Sie wissen, dass er oder sie wegen einer schweren Straftat beschuldigt ist?

PAMELA PABST: Ich persönlich habe keine Angst vor meinen Mandanten. Die Mandanten kommen ja zu mir, weil sie etwas von mir möchten, weil ich ja diejenige bin, die ihnen helfen soll. Ich bin grundsätzlich positiv besetzt, bei diesen Leuten. Ich sage immer etwas scherzhaft, ich habe abends um 22 Uhr an der Bushaltestelle mehr Angst, als wenn ich ins Gefängnis gehe und weiß, dass alle, die um mich rumlaufen, irgendwas verbochen haben. Ich werde häufiger auch gefragt, ob ich nicht Angst habe, vor Vergewaltigern oder so. Aber ich muss persönlich sagen, ich habe noch nie Bedenken gehabt, dass ich irgendwie in die Ecke geschubst werde und die dann über mich herfallen. Oft sind das ja Beziehungstaten und ich habe keine Beziehung mit diesen Leuten. Ich komme ja wirklich als Wohltäterin zu ihnen und werde von ihnen gebeten zu kommen. Daher habe ich keinerlei Bedenken, dass irgendwas passieren könnte.

Ich hatte einmal eine Situation, da war der Mandant einfach recht wütend und hat mehrere Male auf die Tischplatte gehauen. Er hat mich auch mit „Madame“ angesprochen und ist im Zimmer auf und abgelaufen. Aber auch da habe ich persönlich eigentlich keine Angst gehabt.

REDAKTION: Und wie gehen Ihre Mandanten mit Ihrer Behinderung um?

PAMELA PABST: Die Mandanten gehen insgesamt sehr gut mit meiner Behinderung um. Viele Mandanten wissen inzwischen, dass ich blind bin, sehen das aber auch nicht als Nachteil an. Es wird meistens im ersten Gespräch gar nicht zum Thema gemacht. Ich erfahre manchmal erst später, wie sie beim ersten Mal darauf reagiert haben. Sie erzählen mir dann zum Beispiel, dass es für sie ein bisschen problematisch war, dass sie keinen Augenkontakt herstellen können zu mir. Aber insgesamt ist es so, dass ich einen sehr guten Ruf habe und viele Mandanten auch glauben, dass ich auf Grund meiner Behinderung besonders fleißig bin. Sie bewundern es, dass ich trotz dieser Behinderung mein Jurastudium so gemeistert habe. Sie wissen einfach, dass ich sehr menschlich bin, dass ich ehrlich mit ihnen bin. Das sind alles Vorzüge, wo sie dann eben die Behinderung beiseite legen. Sie wissen ja auch, wie ich arbeite, dass ich mit einer Arbeitsplatzassistentin arbeite. Viele Frauen sagen, ich wäre sehr einfühlsam, ich könnte mich sehr gut auf sie einstellen. All diese Dinge kriege ich dann im Nachhinein gesagt von den Leuten. Die Mandanten sagen mir auch, dass sie es sehr gut finden, dass ich sie nicht nach ihrem Äußeren beurteilen kann. Das sind alles Dinge, die da eine Rolle spielen.

REDAKTION: Waren Sie auf einer Sonderschule oder eine Regelschule?

PAMELA PABST: Meine Schulzeit ist so verlaufen, dass ich zunächst auf einer Sonderschule, war. Ich war allerdings nur im Kindergarten auf dieser Blindenschule, also zwei Jahre. Dann habe ich auf eine, in Anführungsstrichen, „ganz normale“ Grundschule gewechselt, wo ich dann bis zur 6. Klasse integriert beschult worden bin. Dann bin ich aufs Gymnasium gewechselt. Dieses Gymnasium befand sich im selben Gebäude, wie meine Grundschule. Ich kannte also schon alle Wege und Räume. Dort bin ich von der 7. bis zur 13. Klasse wiederum integriert beschult worden.

REDAKTION: War das Thema Inklusion in Ihrer Schulzeit schon aktuell?

PAMELA PABST: Während meiner Schulzeit gab es dieses Wort „Inklusion“ noch nicht. Es wurde damals als „integriert beschult“ oder „Integrationschule“ bezeichnet.

REDAKTION: Wie sind die Lehrer damit umgegangen? Wurde etwas für Sie anders gemacht?

PAMELA PABST: Zu meiner Schulzeit ist es so gewesen, dass für mich bestimmte Anpassungen gemacht wurden. Deswegen heißt es ja auch „integriert beschult“ und nicht „Inklusion“. Inklusion bedeutet ja, dass von vornherein schon alles so gemacht ist, dass überhaupt keine Veränderungen mehr stattfinden müssen für behinderte Menschen. Für mich gab es eine ganze Reihe von Veränderungen. Zum Beispiel wurden für mich bestimmte Schriftstücke in Blindenschrift umgeschrieben. Ferner ist es so gewesen, dass ich mehr Schulstunden hatte als meine nichtbehinderten Klassenkameraden. Ich hatte in Mathematik und allen naturwissenschaftlichen Fächern eine zusätzliche Stunde. In diesen Einzelstunden, bin ich dann mit meinem Lehrer alleine den Stoff nochmal durchgegangen. Das hat auch zu ziemlich viel Ärger geführt bei meinen Klassenkameraden, weil die mir dann immer vorgeworfen haben, dass mir in diesen Einzelstunden was vorgesagt wird. Und, dass das sozusagen Nachhilfestunden sind. Diese Stunden waren ja nur dazu da, dass ich das, was ich eben auf Grund meiner Sehbehinderung nicht so leicht verstehen konnte, nochmal erklärt bekam. Also wir haben zum Beispiel in Chemie dann Versuche wiederholt bei denen der Raum abgedunkelt wurde. Dann konnte ich versuchen, ob ich sehen kann, dass etwas mit einer bestimmten Farbe brennt. Oder, ob ich sehen kann, dass ein bestimmter Inhalt im Reagenzglas sich farblich verändert. Für sowas war keine Zeit während der normalen Unterrichtsstunden. Und wir hatten getrennt Sportunterricht. Also alle blinden und sehbehinderten Kinder - das waren von der 7. bis zur 13. so zehn bis vierzehn Kinder - hatten getrennt Sportunterricht.

REDAKTION: Wer war Ihr Lieblingslehrer oder Lehrerin?

PAMELA PABST: Mein Lieblingslehrer war mein damaliger Direktor. Ich hatte ihn für eine Zeit als stellvertretenden Klassenlehrer und zum Schluss als Leistungskurslehrer. Mit ihm habe ich dann auch alle Einzelstunden sieben Tage die Woche verbracht. Ich habe ihn sehr gemocht und sehr ins Herz geschlossen. Er ist aber leider inzwischen verstorben.

REDAKTION: Was hat er denn besonders gemacht?

PAMELA PABST: Er hat extra für mich Blindenschrift gelernt. Das fand ich ganz toll. Weil sonst keiner meiner Lehrer Blindenschrift konnte. Er hat gesagt, wenn er ein blindes Kind unterrichtet, dann muss er auch Blindenschrift können. Er hat auch die Aufgabentexte für die Mathearbeiten immer selber in Blindenschrift geschrieben. Ja, das war natürlich eine ganz tolle Sache. Und als es von der 7. bis zur 9. Klasse sehr viel Ärger und sehr viel Stress gab, weil ich von Klassenkameraden gemobbt wurde, war er immer für mich da. Er war im Prinzip so wie eine Vaterfigur für mich in der Schule. Ich habe mich von ihm sehr gut unterstützt gefühlt. Er hat immer auf mich aufgepasst, dass mir auch körperlich kein Leid zugefügt wird.

REDAKTION: Und wie haben Sie dieses Mobbing ausgehalten?

PAMELA PABST: Dieses Mobbing in der Schule habe ich eigentlich nur mit Hilfe von diesem Lehrer und meiner Eltern ausgehalten, und dadurch, dass ich zum damaligen Zeitpunkt schon wusste, was ich machen wollte. Ich wusste schon, dass ich gerne im Kriminalgericht in Berlin arbeiten möchte. Das war mein sehnlichster Wunsch, schon zur damaligen Zeit. Ich wusste, ich brauche dafür ein Abitur. Und dieses Ziel, das Abitur, hat mich dazu gebracht das alles auszuhalten, was mir da widerfahren ist, an Beleidigungen, an Demütigungen, an körperlichen Übergriffen.

REDAKTION: Was würden Sie denen, die Sie damals gemobbt haben, heute gerne sagen?

PAMELA PABST: Ich würde denen, die mich damals gemobbt haben, sagen: „Schaut her, ich habe mich von euch nicht unterkriegen lassen. Ich habe es zu was gebracht, ich bin Rechtsanwältin geworden, ich habe meine eigene Kanzlei gegründet, ich verdiene mein eigenes Geld, ich reise durch ganz Deutschland und ihr habt mich damals nicht gebrochen.“

REDAKTION: Was ist Ihre schönste Erinnerung aus der Schulzeit?

PAMELA PABST: Das ist schwer zu sagen. Nicht, weil meine ganze Schulzeit schlecht war, sondern es ist deswegen schwer zu sagen, weil ich eigentlich sehr sehr gern in die Schule gegangen bin. Ich habe auch jetzt ein Tränchen im Auge, weil ich einfach wirklich sehr gerne in die Schule gegangen bin.

REDAKTION: Hatten Sie als Kind ein Vorbild?

PAMELA PABST: Ab dem elften Lebensjahr war mein Vorbild der Rechtsanwalt, zu dem ich mit meiner Mutter gegangen war und dessen Sprache mich so sehr beeindruckt hat. Ansonsten habe ich als Kind auch schon unheimlich gerne Krimis gemocht. Ich habe mir immer gewünscht, dass mein Papa bei der Polizei ist und war ganz traurig, dass er das nicht ist. Ich fand das immer so toll, in den Kinderserien, dass die irgendwelche Fälle lösen und Verbrecher jagen und immer ein Papa bei der Polizei ist.

REDAKTION: Was machen Sie anders, als es Ihre Umwelt von Ihnen erwartet?

PAMELA PABST: Wenn ich unterwegs bin, spreche ich mit vielen Leuten. Da werde ich oft gefragt, ob ich arbeite. Ich lasse die Leute dann meistens raten, was sie sich denn vorstellen könnten, was ich arbeite. Viele denken, dass ich im sozialen Bereich tätig bin. Einige Leute haben auch schon gedacht, dass ich in einer Behindertenwerkstätte arbeite. Wenn ich ihnen dann erzähle, dass ich als Rechtsanwältin arbeite, finden sie das alle total klasse. Die Leute kommen von sich aus eigentlich nicht unbedingt darauf, dass ich als Rechtsanwältin arbeiten könnte. Viele Leute fragen auch: „Wie ist es denn mit dem Kochen?“ Oder: „Wie ist es denn mit dem Putzen?“ Viele Leute fragen mich, ob ich alleine telefonieren kann. Da antworte ich dann manchmal: „Meinen Eltern wäre es früher lieber gewesen, als Kind, ich könnte es nicht, denn dann wäre die Telefonleitung nicht die ganze Zeit besetzt gewesen.“

REDAKTION: Fällt es Ihnen schwer, andere Menschen um Hilfe zu bitten?

PAMELA PABST: Mir persönlich fällt es überhaupt nicht schwer, andere Menschen um Hilfe zu bitten. Ich stehe auf dem Standpunkt, dass es auch so einen gewissen sozialen und pädagogischen Aspekt hat, Hilfe anzunehmen. Ich finde es sehr sehr wichtig, dass man als behinderter Mensch nett zu den Menschen ist, die einem Hilfe anbieten und nicht schnodderig oder unfreundlich ist. Das sehe ich auch als gesellschaftliche Aufgabe von uns Menschen mit Behinderung an.

Ich finde es ganz schrecklich Leute abzuweisen, die mir Hilfe anbieten. Ich denke immer, Leute die mir Hilfe anbieten haben sich überwunden, einen behinderten Menschen anzusprechen. Ich finde es wichtig, diese Menschen dann nicht vor den Kopf zu stoßen. Denn wenn jemand anders mal wieder Hilfe benötigt, dann hilft vielleicht keiner mehr, weil diese Menschen dann so enttäuscht sind, immer abgewiesen geworden zu sein. Ich nehme die Hilfe gerne an. Auch, um mit den Leuten ins Gespräch zu kommen.

Ich finde persönlich, wenn man eine Behinderung hat, muss man nicht alles alleine können. Es ist völlig okay, wenn man auch um Hilfe bittet. Dinge gehen dann leichter und schneller. Man muss auch, gerade als Mensch mit Behinderung, immer den Spagat hinkriegen zwischen Effizienz auf der einen Seite und sich selbst was beweisen auf der anderen Seite. Wenn ich mir tagtäglich alles selber beweisen müsste und tagtäglich versuchen würde ohne fremde Hilfe klarzukommen, dann würde ich schon mit einem Burnout in der Ecke liegen. Es geht einfach nicht. Die Dinge dauern einfach zu lange, wenn man sie immer alleine macht. Wenn ich irgendeinen Termin hab, dann ist es wichtig, dass ich mir nicht selbst beweisen muss, dass ich allein von hier nach München fliegen kann. Ich muss einfach eine Begleitung mitnehmen, damit es schneller und einfacher geht. Ich kann in meinem tagtäglichen Leben nicht ständig versuchen mir selber was zu beweisen. Da muss man einfach selbstbewusst genug sein und sagen: „Ich kann das zwar alleine, aber ich lass mir helfen, weil es schneller geht.“

REDAKTION: Wie helfen Ihnen die neuen Technologien bei Ihrer Arbeit?

PAMELA PABST: In der heutigen Zeit funktioniert es hervorragend, sich Texte einzuscannen. Das hat früher überhaupt nicht gut funktioniert. Darüber bin ich sehr froh. Ich scanne mir recht häufig Texte ein. Die Screen-Reader-Programme, die einem Texte im Computer vorlesen, sind auch ein hervorragendes Hilfsmittel. Die sprechenden Touchscreen-Handys sind total super, weil man da zum Beispiel fragen kann: „Wo bin ich?“ Und dann sagt einem das Handy, wo man ist. Das ist eine tolle Sache. Ich nutze ansonsten auch ein Strichcodelesesystem. Dafür klebt man einen Strichcodeaufkleber auf die Akten und hält einen besonderen Stift da drauf. Dann spricht man in den Stift rein: „Das ist die Akte Meier gegen Müller.“ Wenn ich den Stift dann wieder drauf halte, höre ich meine eigene Stimme. Auf diese Art und Weise beschrifte ich meine Akten. Wir haben eine sprechende Waage im Büro, um die Post abzuwiegen, eine Braillezeile am Computer und ein Fernsehlesegerät, das Texte vergrößert, damit ich noch mit meinem kleinen Sehrest unterschreiben kann. Wir benutzen all diese Technologien. Das ist wirklich eine tolle Sache im täglichen Leben.

REDAKTION: Was würden Sie dann tun, wenn Sie alles tun könnten, was Sie wollen?

PAMELA PABST: Dazu würde ich erstmal einschränkend sagen, dass das für mich gar keine Frage der Behinderung ist. Ich selber wünsche mir zum Beispiel gar nicht, sehend zu sein. Die meisten Menschen denken immer, man müsste sich doch als sehbehinderter oder blinder Mensch als Sehnlisches wünschen, sehend zu sein. Das wünsche ich mir eigentlich gar nicht, weil ich ja von Geburt an diese Behinderung habe. Ich habe einen Sehrest von ungefähr einem Prozent, kann hell und dunkel sehen. Das sind meine persönlichen hundert Prozent. Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie es wäre, nicht diese Behinderung zu haben, weil sich dann mein ganzes Leben komplett ändern würde. So wie man anders wahrgenommen wird als Nichtbehinderter, der plötzlich eine Behinderung bekommt, so würde ich ja ganz anders von der Gesellschaft wahrgenommen werden, wenn ich jetzt plötzlich nicht mehr behindert wäre. Keine Sau würde sich für mich interessieren. Wir würden dieses Interview gar nicht führen. Deswegen würde ich sagen, wenn ich alles tun könnte, dann würde ich mir wünschen, dass ich ab und zu einfach mich an jeden Ort beamen könnte, mit einem Fingerschnipps, ohne auf fremde Hilfe angewiesen zu sein. Dass ich um die ganze Welt reisen könnte und mich einfach jetzt per Schnipps von hier mal eben irgendwo hinbeamen könnte. Einfach um mir noch ein paar Orte in dieser Welt anzugucken. Das fände ich total toll. Und ich würde gerne mal in die Zeit so um 1900 reisen. Ich würde so um 1906 - 1908, als mein Lieblingsgericht gerade eröffnet wurde, an einer Gerichtsverhandlung teilnehmen, um zu gucken, wie es da war, zu der Zeit. Das fände ich toll.

REDAKTION: Was macht Sie glücklich?

PAMELA PABST: Glücklich macht mich, wenn ich meinen Beruf ausüben kann. Wenn ich anderen Menschen helfen kann, wenn ich anderen Menschen Freude machen kann. Das macht mich glücklich. Es macht mich glücklich, wenn ich neue Orte kennenlernen kann. Ich bin immer ganz neugierig auf neue Orte, auf neue Menschen. Und wenn ich eine weitere neue Hörspieltasche für meine Hörspielsachen kriege, das macht mich auch glücklich.

REDAKTION: Und was macht Sie wütend?

PAMELA PABST: Wütend macht mich, wenn behinderten Menschen nichts zugetraut wird. Wütend macht mich, wenn mir zu Unrecht irgendwie vorgeworfen wird ich hätte was falsch gemacht, ich hätte einen Fehler gemacht, obwohl das gar nicht so ist. Ich mache mir dann immer Sorgen, dass sich vielleicht ein schlechter Ruf über mich verbreitet, wofür ich ja gar nichts kann.

REDAKTION: Auf was sind Sie denn besonders stolz?

PAMELA PABST: Ich bin stolz darauf, dass ich was aufgebaut habe, dass ich meine eigene Kanzlei aufgebaut habe. Darauf bin ich richtig stolz. Dass ich eigenes Geld verdiene, was ich beiseitelegen kann, um mir davon auch bestimmte Wünsche zu erfüllen. Das ist ein tolles Gefühl sich bestimmte Wünsche durch die eigene Arbeit zu erfüllen. Auch private Wünsche wie irgendwelche Anschaffungen. Es können auch ganz banale Sachen sein, es muss nichts Teures sein. Sich einfach mit eigenem Geld, das man verdient hat, Dinge leisten zu können. Ein schönes Essen, zum Beispiel oder mit einem Freund Cocktails trinken zu gehen. Das kommt, wie gesagt, gar nicht auf den Geldbetrag an, es können fünf oder zehn Euro sein. Es ist einfach ein schönes Gefühl.

REDAKTION: Es ist ja so, dass Blinde nicht Strafrichter werden dürfen. Was halten Sie davon und was könnte man dagegen tun?

PAMELA PABST: Ich persönlich bin sehr traurig und auch voller Unverständnis darüber, dass man als blinder Mensch nicht Strafrichter werden kann. Ich wollte ursprünglich gerne Strafrichter werden. Ich kann nicht nachvollziehen, warum man nicht Strafrichter werden kann. Es gibt gar keine tatsächlichen Gründe dafür. Der Grund, warum man als blinder Mensch nicht Strafrichter werden darf, liegt in dem Gesetz, das regelt, wie eine strafgerichtliche Gerichtsverhandlung abläuft. Darin steht: „Das Gericht schöpft sein Urteil aus dem Inbegriff der Hauptverhandlung.“ Dieses Wort „Inbegriff“, ist ja ein sehr kompliziertes, deutsches Wort. Es bedeutet, dass der Richter sein Urteil findet aus dem, was er hört, was er sieht, was er riecht und was er schmeckt. Also, was er mit allen Sinnen wahrnimmt. Weil das höchste deutsche Gericht gesagt hat: „Der Richter findet sein Urteil durch alle Sinne die er hat“, folgt dann eben, dass ein blinder Richter, dem ja ein Sinn fehlt, eben gerade das sozusagen nicht kann. Das empfinde ich als sehr ungerecht. Denn ein anderer Richter, der zum Beispiel darüber entscheidet, ob jemand Geld bezahlen muss, ob jemand aus seiner Wohnung ausziehen muss, ob jemand zurecht gekündigt wurde von seinem Chef, ob er Deutschland verlassen muss, weil er hier kein Asyl bekommt, all diese anderen Richter, die müssen sich ja auch ein Bild machen, von den Menschen, die vor ihnen sitzen. Aber diese anderen Richter, die dürfen alle blind sein. Nicht weil sie ihre Tätigkeit anders ausüben, sondern einfach nur, weil in ihrem Gesetz so eine komische Formulierung nicht enthalten ist. Also es geht wirklich gar nicht da darum, was ein Richter tun muss, sondern es liegt wirklich nur an dieser Formulierung, die in diesem Gesetz

steht. Wenn man diese Formulierung aus dem Gesetz rausstreichen würde, dann dürfte ein blinder Mensch auch Strafrichter werden.

Aber weil andere, sehende Menschen gar keinen Bedarf sehen, warum blinde Menschen Strafrichter werden sollen, ändert natürlich auch kein Politiker dieses Gesetz.

REDAKTION: Die Figur der Justitia, die ein Symbol für die Gerechtigkeit ist, trägt aber eine Augenbinde, sie kann also nicht sehen.

PAMELA PABST: Ich werde oft darauf angesprochen, dass die Justitia ja eine Augenbinde trägt. Der Eid der Richter und der Schöffen enthält die Formulierung, dass ohne Ansehen der Personen, nur eben nach Recht und Gesetz zu urteilen ist. Da kann man sich natürlich schon auf den Standpunkt stellen, dass es ungerecht ist, dass ein blinder Richter kein Strafrecht machen darf. Aber es liegt halt wirklich nur an der Formulierung der Strafprozessordnung. Es ist wichtig zu wissen, dass man als blinder Richter nicht speziell als Strafrichter eingestellt wird, sondern man wird als blinder Richter generell als Richter eingestellt. Der Gerichtspräsident, der entscheidet dann auf welchem Stuhl man sitzt und welche Fälle man bearbeiten darf.

REDAKTION: Benutzen Sie das Wort „sehen“ so wie sehende Menschen es auch benutzen?

PAMELA PABST: Ich persönlich benutze alle Begriffe der sehenden Menschen genauso wie diese auch. Ich sehe ja noch ganz grobe Umrisse, hell und dunkel. Sobald ich irgendwie merke, da bewegt sich was, dann ist das für mich sehen. Egal, wie man das jetzt interpretiert. Ich sage auch: „Wir sehen uns morgen. Ich muss mal im Kalender nachsehen. Ich habe gestern Ferngesehen.“ Also genau diese Worte benutze ich wie jeder andere auch.

REDAKTION: Was würden Sie Ihrem „jüngeren Ich“ gerne sagen?

PAMELA PABST: Liebe Pamela: Wenn du einen Herzenswunsch hast, dann lebe diesen Herzenswunsch und lasse dich nicht aufhalten.

Das sage ich ja auch Leuten, wenn sie etwas gerne möchten und andere Leute sagen: „Das kannst du nicht, das schaffst du nicht.“ Wenn man es wirklich will, kann man Kräfte mobilisieren. Dann, wenn man es halt wirklich, wirklich will, wirklich ernsthaft will.

REDAKTION: Toll. Ganz herzlichen Dank.